

Einleitung: Reduktiver Individualismus.

Zum Programm und zur Rechtfertigung einer sozialtheoretischen Grundposition

Ziel dieses Buches ist die Rechtfertigung einer sozialtheoretischen Grundposition, die hier im Anschluss an eine Formulierung von Max Weber als reduktiver Individualismus bezeichnet wird und demzufolge die Aufgabe der Soziologie darin besteht, „Arten des menschlichen Zusammenhandelns [...] auf ‚verständliches‘ Handeln und das heißt ausnahmslos: auf Handeln der beteiligten Einzelmenschen, zu reduzieren.“ (Weber 1988b: 439)¹ Ein solches Programm steht im Widerspruch zu einer Reihe anders gelagerter Theorieoptionen, dies betrifft nicht nur holistische Ansätze in der Tradition Emile Durkheims, sondern auch die Systemtheorie sowie Ansätze, welche kollektive Praktiken als sinn- und handlungsgenerierend verstehen. Schließlich steht der reduktive Individualismus auch im Gegensatz zu einer wirkmächtigen Spielart des Individualismus selbst, nämlich einer Position, die sich zusammenfassend als Strukturindividualismus bezeichnen lässt. Mit dem reduktiven Individualismus teilt dieser die Annahme, dass soziale Prozesse immer im Rekurs auf Individuen zu erklären sind, aber er kennt gleichwohl soziale Strukturen, welche eine eigenständige und daher irreduzible kausale Kraft besitzen.² Im Gegensatz dazu identifiziert der reduktive

¹ Auch Randall Collins vertritt mit Nachdruck dieses Modell. Ganz im Sinne der Weber'schen Kritik an Kollektivbegriffen formuliert er: „So zeigt sich zunächst in erkenntnistheoretischer Perspektive, daß strenggenommen so etwas wie ‚Staat‘, ‚Wirtschaft‘, ‚Kultur‘ oder ‚soziale Schicht‘ in der Wirklichkeit überhaupt nicht existiert. Dies sind bloße Ansammlungen von Individuen, die in bestimmten Mikrosituationen handeln – Ansammlungen, die kurzerhand auf einen Begriff gebracht werden.“ (Collins 2000: 103) Im Gegensatz zu Weber verkürzt Collins die Handlungstheorie aber durch einen einseitigen Fokus auf eine emotionale und unbewusste Handlungsmotivation (vgl. Greve 2012a).

² In einer Fassung des Individualismus stellen kollektive Phänomene vereinfachende und generalisierende Beschreibungen individueller Phänomene dar, in einer zweiten Fassung stellen kollektive Phänomene diesen individuellen Phänomenen gegenüber eine eigene Wirklichkeit dar, welche zum Beispiel mit den Interessen von individuellen Akteuren in Konflikt geraten kann. Die erste Tradition folgt einem radikalen Individualismus, die zweite einem moderaten, weil sie bereit ist, holistische Elemente in eine ansonsten individualistische Theorie aufzunehmen Lars Udehn unterscheidet entsprechend einen schwachen und einen starken methodologischen Individualismus. In letzterem werden kollektive Phänomene nur als endogene Faktoren zugelassen, d.h. nur als Bestandteile der

Individualismus die Existenz und Wirkmächtigkeit sozialer Gebilde mit den Wahrnehmungs- und Handlungsweisen von Individuen.

Gleichwohl ist der reduktive Individualismus nicht in dem Sinne reduktiv, dass er bedeutet, dass die reduzierten Phänomene verschwinden. Die Reduktion eines sozialen Phänomens meint nicht seine Elimination, sondern allein die Behauptung, dass soziale Phänomene ausschließlich in individuellen Eigenschaften bestehen (für diese Unterscheidung siehe auch Ruben 1985: 11). Eliminativ ist der hier vertretene reduktive Individualismus aber in dem Sinne, dass höherstufige Begriffe eine autonome explikative Rolle verlieren müssen, wenn eine Reduktion geleistet ist. Die Identifikation von Reduktion und gegenständlicher Elimination ergibt sich dann, wenn die Existenzbehauptung und die explanatorische Rolle zusammenfallen, wie beispielsweise im Falle des Phlogistons. In anderen Fällen geht mit dem Verlust der eigenständigen explanativen Rolle keine gegenständliche Elimination einher. Wenn, um eine Analogie zu verwenden, die Eigenschaften von Wasser durch die Eigenschaften der Moleküle erklärt werden können, dann löst sich Wasser nicht auf, der Begriff verliert aber eine eigenständige explanatorische Rolle gegenüber einer tieferen Erklärung (vgl. auch Greve 2010a). So wenig also für soziale Phänomene eine Elimination in gegenständlicher Hinsicht überzeugen kann, so sehr ist sie doch mit einer explikativen vereinbar.³ Der reduktive Individualismus meint darüber hinaus nicht die Reduktion sozialer Phänomene auf ein einzelnes Individuum, denn der Soziologie geht es in der Regel um das Zusammenhandeln mehrerer. Aber daraus, dass sich soziale Phänomene nicht auf ein einzelnes Individuum reduzieren lassen, folgt nicht, dass sie nicht auf die individuellen Eigenschaften Einzelner zurückgeführt werden können.

Die Debatte um den Individualismus prägt das Fach seit ihrem Beginn und es soll hier nicht behauptet werden, dass diese Debatte einen Abschluss finden kann. Auch wird im Hinblick auf die verhandelte Sozialtheorie keine Neuigkeitsbehauptung aufgestellt – es geht nicht darum, einem ohnehin eher schon inflationären Hinzufügen paradigmatischer Positionen ein neues Paradigma an die Seite zu stellen. Neu aber sind die Argumente, die zur Verteidigung des Individualismus vorgebracht werden.

Orientierungen der Handelnden. Im Gegensatz dazu lässt ein schwacher methodologischer Individualismus Institutionen als exogene Variablen zu (Udehn 2001: 354ff.).

³ Michael Schmid (1996: 63) übersieht diese Unterscheidung zwischen gegenständlicher und explikativer Elimination, wenn er einen radikalen methodologischen Individualismus verwirft, weil dieser eliminativ sei.

1 Emergenz

Zentral für die hier vorgetragene Analyse ist zunächst die Auseinandersetzung mit der Figur der Emergenz, denn das Emergenzkonzept soll es erlauben, sowohl die Abhängigkeit als auch die Unabhängigkeit des Sozialen von Individuen zu behaupten – wir werden dies gleich in der Debatte zwischen Gabriel Tarde und Durkheim sehen (vgl. Kapitel 1). Emergenzbegriffe sind vielfältig und eine umfassende Würdigung soll hier nicht vorgenommen werden (vgl. ausführlicher auch Kapitel 2), dennoch will ich kurz das verwendete Konzept vorstellen, um einige wesentliche Abgrenzungen vornehmen zu können. Emergenz kann zunächst einfach Neuheit bedeuten. Die „Emergenz des Weltrechts“ würde dann besagen, dass ein Weltrecht zuvor nicht gegeben war. Dieser Begriff der Emergenz ist im Deutschen selten, im Englischen aber häufig (to emerge), systematisch ist dies hier aber nicht gemeint. Zweitens lässt sich unter emergenten Phänomenen etwas verstehen, das, gemessen an einem bestimmten Wissen, für einen späteren Zeitpunkt nicht-vorhersagbar ist. Mit dem Charakter der Neuheit verbindet sich hier der zeitliche Sinn. Soziale Prozesse sind in diesem Sinne in der Regel emergent, weil historische Verläufe nicht vorhersagbar sind. Hier wird von diachroner Emergenz gesprochen (Stephan 1999b: 53ff.; Hoyningen-Huene 1994: 172). Auch dies ist hier nicht vorrangig gemeint.⁴ Synchrone Emergenz, und diese steht im Zentrum der theoretischen Debatten um Emergenz wie auch hier, bezieht sich hingegen auf das Verhältnis zwischen einer „höherstufigen“ (Makro-) Ebene und einer „niedrigstufigen“ (Mikro-) Ebene, wobei von emergenten Eigenschaften gesprochen wird, wenn die Eigenschaften der „höherstufigen“ Ebene nicht bei den Elementen zu finden sind, die sich auf der „niedrigstufigen“ Ebene finden. Für emergente Phänomene gilt, dass sie ubiquitär sind – so ist die V-Form eines Vogelschwarms eine Eigenschaft des Schwarms, aber nicht der einzelnen Vögel oder die Gruppe besitzt die Eigenschaft der Gruppengröße, wohingegen Gruppengröße keine Eigenschaft der Mitglieder der Gruppe ist.

Strittig aber und damit für die Debatte um Emergenz zentral ist hingegen die Frage, ob diese „höherstufigen“ oder „ganzheitlichen“ Eigenschaften aus denen der Elemente abzuleiten sind oder nicht. Im Falle der Gruppengröße ist es relativ einfach, eine solche Erklärung zu leisten, denn die Gruppengröße ist schlicht die Summe der Zahl der Gruppenmitglieder.⁵ Es hat sich entsprechend eingebürgert, starke und schwache Emergenz zu unterscheiden, d.h. solche, in

⁴ Ich erwähne diese Verwendung auch deswegen, weil die diachrone Emergenz gelegentlich irrtümlicherweise zur Rechtfertigung synchroner Emergenz verwendet wird (siehe unten).

⁵ Wenig überraschend dürfte sein, dass schon weniger Konsens darüber besteht, ob „Gruppe“ eine ableitbare Eigenschaft darstellt oder nicht (siehe auch unten Kapitel 8).

der Nicht-Ableitbarkeit oder – mit einem anderen Begriff: Nicht-Reduzierbarkeit – gemeint ist (starke Emergenz) und solche, in der die höherstufigen Eigenschaften reduzierbar sind (schwache Emergenz). Die These dieses Buches lautet, dass es sich bei sozialen Phänomenen um schwach emergente Phänomene handelt.

Emergenzfragen können als ontologische oder als epistemische Fragen verstanden werden (Van Gulick 2001). Ontologisch würde nach der Existenz der Ebenen unabhängig davon gefragt, was wir darüber „wissen“, epistemologische Fragen richten sich hingegen auf den Stand der Erkenntnis über die Relation der Ebenen, einschließlich der Frage nach ihrer Reduzierbarkeit oder Nicht-Reduzierbarkeit.

Emergenz	Faktisch epistemisch	Prinzipiell epistemisch	Ontologisch
Schwach (reduzierbar)	Erklärbar mittels aktuellem Wissen	Prinzipiell erklärbar	Keine Eigenständigkeit
Stark	Nicht-erklärbar mittels aktuellem Wissen	Prinzipiell nicht erklärbar	Eigenständigkeit

Tabelle 1: Dimensionen starker und schwacher Emergenz

Innerhalb der epistemischen Perspektive wiederum lassen sich zwei Fragestellungen unterscheiden, eine nach dem faktischen Stand der Reduktion und eine nach der prinzipiellen Behauptbarkeit von Reduktion (vgl. für weitere Differenzierungen auch Bedau 2011). Geht man von der faktischen epistemischen Behauptung aus, so war die Thermodynamik vor ihrer Reduktion auf die statistische Mechanik stark emergent, danach hingegen schwach. Begrenzt man die Frage nach Emergenz auf die faktisch epistemische Perspektive, so stellt sich die Frage allein unter dem Gesichtspunkt des jeweiligen Wissens. In wünschenswerter Klarheit hat dies Viktor Vanberg formuliert:

„Die ‚Reduzierbarkeit‘ von Soziologie auf Psychologie ist eine Frage des faktisch gegebenen Theoriestandes; ein ‚prinzipielles‘ Argument gegen die Möglichkeit einer solchen Reduktion gibt es nicht. Natürlich läßt sich ebensowenig ein ‚prinzipielles‘ Argument dafür anführen, daß eine solche Reduktionsmöglichkeit gegeben sein muß.“ (Vanberg 1975: 261)

Wenn man prinzipielle epistemische und ontologische Fragen verwirft, entdramatisiert sich die Diskussion auf den ersten Blick in angenehmer Weise (Van

Bouwel und Weber 2008). Gleichwohl ist dieses Argument nicht hinreichend, um prinzipielle Fragen nach Emergenz abzuwehren.

Erstens lässt sich wissenschaftstheoretisch eine vollständige Empirisierung von Erkenntnis nicht halten. Die Frage nach dem gegebenen Theorienstand ist auch eine Frage nach der theoretischen Entwicklung selbst. Naturalisierte Erkenntnistheorien rechtfertigen keinen schlichten Empirismus, sondern allein die Annahme, dass Theorien immer auch durch Beobachtungen korrigiert werden können, nicht dass sie darauf allein begründet werden können (Rosenberg 1988: 4, 195). So ist „rein“ empirisch auch nicht unmittelbar beantwortbar, was es heißen würde, eine erfolgreiche Reduktion durchgeführt zu haben.

Zweitens ist in der Soziologie die Frage nach Reduzierbarkeit gerade nicht empirisch gestellt worden. Vielmehr bewegt sich die Debatte vorrangig im Bereich begrifflicher Annahmen. Es gibt Ausnahmen (vgl. auch Kapitel 2). Zu den wenigen Arbeiten, welche dies in Angriff genommen haben, zählt ein Projekt von Hans J. Hummell und Karl-Dieter Opp (Hummell und Opp 1971). Sie zielten darauf ab, soziologische und psychologische Gesetze zu formulieren, um dann zu fragen, in welchem Maße erstere auf letztere reduzierbar sind oder nicht. Dieses Projekt wurde nicht weiterverfolgt und es gibt gute Gründe, warum dies der Fall war. Eine hochgradig plausible Erklärung hat bereits George Caspar Homans geliefert, als er darauf hinwies, dass es etwas zu Reduzierendes geben muss, damit die Frage nach Reduktion sinnvoll gestellt werden kann (Homans 1964: 817). Nun gibt es zweierlei Interpretationen, nach denen bereits die Voraussetzungen für die Frage nach Reduktion nicht gegeben sind. Erstens ließe sich anführen, dass soziologische *Gesetze* fehlen. In diesem Sinne argumentiert z.B. Hartmut Esser: Reine Makrogesetze gibt es nicht – neben der fehlenden sinnhaften Verstehbarkeit ist dies ein Argument für eine Mikroperspektive (oder –reduktion, zu den entsprechenden Unklarheiten im Strukturindividualismus s.u.). Die Frage, in welchem Maße es aber einen nomologischen Kern auf der Mikro-Ebene gibt, ist allerdings umstritten (Greve 2006c) und dies lässt sich für psychologische Erklärungen ebenfalls bezweifeln. Unabhängig von der Frage nach Gesetzen lässt sich zweitens fragen, ob die Vokabulare der Soziologie und der reduzierenden Wissenschaft hinreichend trennscharf beschreibbar sind, um von einer Reduktionsbasis zu sprechen. Eine These, die ich in diesem Buch plausibel machen will, lautet, dass genau dies nicht der Fall ist.

Die Frage nach der Berechtigung der Vermutung einer solchen autonomen Begriffsbildung wird in der Diskussion um die Emergenz sozialer Gebilde übersehen. Dies führt in der Kombination mit der damit zusammenhängenden fehlenden empirischen Überprüfungspraxis zu einem letztlich ungelösten Nebeneinander von Emergenzbehauptungen und -zurückweisungen – so wenn Hartmut Esser beispielsweise die Ansicht vertritt, makrosoziale Entitäten mit eigenen

Wirkungen existierten⁶, zugleich aber wieder auf den empirischen Charakter der Überprüfung dieser Annahme verweist (Esser 2006: 356), ohne diese durchzuführen. Die resultierende Unentschiedenheit prägt auch die Forschungspraktik. So werden im Strukturindividualismus der Situation in der Regel bereits komplexe soziale Gebilde oder Institutionen zugeschlagen. Damit erzeugt der Strukturindividualismus zugleich aber eine offene Flanke für den Einwand, dass die soziologisch relevanten Parameter bereits vorausgesetzt und damit gar nicht eigentlich erklärt werden (Nassehi 2003). Aus der Sicht des reduktiven Individualismus lässt sich diese Unklarheit vermeiden. Auch er geht nicht davon aus, dass wir immer eine vollständige Reduktion durchführen müssen, kennt also einen pragmatischen Holismus, dieser belegt aber – und hier kann nur eine Unterscheidung von Methode und Sozialtheorie weiterhelfen – keine Annahme über eine eigenständige Existenz oder Wirkung makrosozialer Entitäten. Der reduktionistische Individualismus präferiert hier stattdessen solche Zugänge, welche sich an den situativen Wahrnehmungen der Akteure orientieren und diese mit Annahmen über das Verhalten spezifischer anderer Akteure verbinden.

2 Zur Widersprüchlichkeit des nicht-reduktiven Individualismus

Die vorliegende Arbeit wählt über weite Strecken einen kritischen Zugang (Popper 1962). Sie kritisiert den nicht-reduktiven Individualismus erstens aufgrund seiner inneren Widersprüchlichkeit. Emergenzpositionen sollen es erlauben, die Bindung an Individuen zu behaupten und gleichwohl eine Unabhängigkeit von Individuen zu vertreten. Diese Emergenzbehauptung wird durch einen Einwand von Jaegwon Kim in Frage gestellt. In der Debatte um einen nicht-reduktionistischen Materialismus in der Philosophie des Geistes hat Kim gezeigt, dass es widersprüchlich ist, einerseits die Abhängigkeit höherstufiger Eigenschaften von zugrundeliegenden Eigenschaften zu behaupten und gleichzeitig andererseits die These zu vertreten, dass diese höherstufigen Eigenschaften eine eigenständige kausale Wirkung auf die zugrundeliegenden Eigenschaften ausüben. Ein analoges Problem ergibt sich entsprechend für einen nicht-reduktiven Individualismus.

⁶ So z.B. Esser: „Das MSE [Modell der soziologischen Erklärung, J.G.] geht ganz selbstverständlich davon aus, dass es *makrosoziale* Entitäten, wie soziale Systeme oder Institutionen, *real* in der Tat gibt und dass sie auf die Akteure, die damit (irgendwie) zu tun haben, einen *eigenständigen*, das heißt: von ihnen selbst durch Beschluss *nicht* einfach zu übergehenden, Einfluss ausüben können. Insofern *gibt* es für das MSE ohne Zweifel eine Makrodetermination, nämlich eine der *Akteure* durch *real* existierende *soziale Strukturen*, die sie freilich selbst geschaffen haben und aktuell tragen, auch ohne dass sie das wissen oder beabsichtigen müssen.“ (Esser 2006: 355f.)

Zentral für die hier vorgetragene Kritik ist entsprechend der Hinweis auf einen inneren Widerspruch zwischen der These der Autonomie des Sozialen einerseits und ihrer Handlungsabhängigkeit andererseits. Wenn das Soziale in Individuen und ihren Handlungen stets mikrorealisiert werden muss, dann kann es unabhängig von dieser Realisierung auch nicht existieren und kausal wirksam werden.⁷

Zweitens ist für die These der Emergenz häufig die Annahme konstitutiv, dass die Nichtreduzierbarkeit sich aus der mangelnden Übersetzbarkeit einer „höherstufigen“ in einer „basalere“ Beschreibung ergibt. Dies ist ein Argument, welches Hilary Putnam und Jerry Fodor für die Autonomie der Wissenschaften stark gemacht haben, welche deswegen als autonom gelten können, weil sie eigene Vokabulare besitzen, die sinnvolle Erklärungen ermöglichen, wohingegen die Vokabulare „einfacherer“ Wissenschaften diese Erklärungsleistung für die zu erklärenden Phänomene nicht aufweisen. An dieser Stelle tritt – so die hier vertretene These – eine entscheidende Asymmetrie zwischen einer autonomen Psychologie und einer autonomen Soziologie auf. Während das (alltags-)psychologische Vokabular keine naheliegende Übersetzung in eine physikalische Terminologie besitzt, stellt sich dies für das Verhältnis soziologischer und (alltags-)psychologischer Terme anders dar. Soziologische Konzepte lassen sich ohne Rekurs auf Eigenschaften von Individuen nicht sinnvoll fassen. Eine Rechtfertigung einer autonomen Soziologie aus einer autonomen Begriffssprache erweist sich als problematisch, denn es müsste sich zeigen lassen, dass diese Terminologie keinen wesentlichen Rekurs auf individualistisch gefasste Begriffe vornimmt. Diese Hypothese würde ihren Halt beispielsweise in autonomen Gesetzesformulierungen finden, aber diese nehmen in der Regel schon begrifflich auf Individuen Bezug. Robert Michels' eheres Gesetz der Oligarchie (Michels 1908) beispielsweise lässt sich zwar ohne Nennung von konkreten Individuen formulieren, also dass es immer zur Cliquenbildung an der Spitze von Organisationen kommt, welche dann mit Interessenverfolgungen einhergeht, welche den Mitgliederinteressen nicht mehr entsprechen, aber es dürfte offensichtlich sein, dass hier Cliquen bereits auf Individuen Bezug nimmt und auch die Explikationen des Auftretens von oligarchischen Tendenzen nimmt unmittelbar Bezug auf Interessen von Individuen. Tatsächlich ist in der Soziologie in der Regel von typischen Individuen die Rede, nicht von einzelnen, aber dies wird kaum hinreichen, einen Bruch zwischen einer psychologischen und einer soziologischen Betrachtung zu

⁷ Dies aber, so die These des Strukturindividualismus, geht zusammen. Eine exemplarische Formulierung findet sich auch bei Peter Hedström (2005: 70): „Social phenomena as here defined, refer to properties of groups of individuals. Examples include typical actions among the set of individuals that belong to a certain collectivity or the properties of the networks that link the individuals to one another. These social phenomena are the result of individuals' actions, but they also causally influence individuals' actions.“

behaupten, denn auch die Psychologie spricht ja nicht über je einzelne Individuen. Würde der generalisierende Charakter der Wissenschaft eine Ebenendifferenz bezeichnen, so müsste bereits die Physik als eine eigenständige Wirklichkeitsebene gegenüber den je spezifischen Eigenschaften der durch sie beschriebenen Gegenstände gelten.

Drittens erfolgt die Kritik an nicht-reduktionistischen Ansätzen durch eine Kritik von Fehlschlüssen hinsichtlich des Individualismus. Verteidigt wird hier die Ansicht, dass der Individualismus häufig deswegen als falsch betrachtet wird, weil er entweder in unzulässiger Weise auf prima facie unplausible Thesen festgelegt wird oder unzulässige Autonomieannahmen aus dem Umstand gezogen werden, dass die Soziologie es mit dem Zusammenhandeln mehrerer Personen zu tun hat. Häufig findet sich so der Verweis darauf, dass soziale Phänomene mehr umfassen als die Berücksichtigung einer Person. Dies ist völlig zutreffend (Greshoff 2011a; Ruben 1985: 116), kann aber eine Kritik des Individualismus selbstverständlich nicht tragen, weil eine Reduktion auf Einzelne nicht mit einer Reduktion auf einen Einzelnen zusammenfällt. In der Folge nenne ich weitere Annahmen, welche in dieser Arbeit als fehlerhafte Einschätzungen des Individualismus betrachtet werden oder als Folgerungen, welche sich aus ihm nicht ergeben.

Die Sozialwissenschaften interessieren sich für kollektive, nicht für individuelle Eigenschaften.

Verallgemeinerungen als solche widersprechen dem Individualismus nicht. Dass die Soziologie sich für kollektive Explananda interessiert und nicht für einzelne Handlungen oder Handelnde, zeigt in keiner Weise, dass die kollektiven Sachverhalte auf die individuellen nicht reduzierbar sind. Wie sich zeigen wird, ist der Hinweis auf diesen Umstand bedauerlicherweise nicht ganz überflüssig, da in der Emergenzdiskussion häufiger der Verweis auf „multiple Realisierungen“ zu finden ist, d.h. die Beobachtung, dass bestimmte „höherstufige“ Eigenschaften von verschiedensten Objekten realisiert werden können. So können ganz verschiedene Objekte z.B. rund oder eckig sein und auf diese Eigenschaften können sich dann z.B. mathematische Beschreibungen anwenden lassen, die von besonderen Eigenschaften absehen. Nun zeigt aber der Umstand, dass Objekte Eigenschaften teilen, noch nicht, dass es sich um „höherstufige“ Eigenschaften handelt, welche nicht individuelle Eigenschaften sind. Gezeigt werden müsste vielmehr, wie Durkheim argumentiert, dass für einen bestimmten individuellen Zustand gilt, dass er in jedem einzelnen Teil ist, „weil er im Ganzen ist“ und „nicht im Ganzen, weil er in den Teilen ist“ (Durkheim 1984: 111).

Multiple Realisierungen können die Folge von Verallgemeinerungen über Eigenschaften sein, welche in ganz unterschiedlichen Weisen realisiert sein kön-

nen. In seiner Studie über den Selbstmord unterscheidet Durkheim bekanntlich verschiedene Typen, u.a. den egoistischen Selbstmord, der dadurch gekennzeichnet ist, dass Menschen in zu geringem Grad in soziale Gruppen integriert sind. Diese mangelnde Integration wird sich in multiplen Realisierungen äußern, z.B. gegenüber Gruppen wie Familien, Kirchen, Berufsgruppen etc. und in unterschiedlichen Gefühlen (wie dem Gefühl, allein gelassen zu werden, hilflos zu sein, nicht gemocht zu werden etc.), aber daraus folgt nicht, dass der kausal relevante Faktor nicht genau in diesen einzelnen Formen liegt. Die Verallgemeinerung meint nicht zugleich das Auffinden eines Faktors, der unabhängig besteht, bevor er sich in den verschiedenen Realisierungen zum Ausdruck bringt (Heil 1999).

Die Unbestimmtheit sozialer Prozesse spricht für ihre Emergenz.

Ein gelegentlich zu beobachtender Fehlschluss für Emergenz besteht darin, auf die Unberechenbarkeit sozialer Prozesse hinzuweisen – technisch gesprochen wird diachrone Emergenz verwendet, um synchrone zu behaupten. Ein solcher Fehlschluss findet sich beispielsweise in einer ansonsten sehr überzeugenden Arbeit von Renate Mayntz (ähnlich, wenn auch vorsichtig, Sawyer 2012, vgl. dazu auch Greve 2013). Auf der einen Seite greift sie auf die Emergenzdefinition von C. D. Broad zurück, derzufolge “system-, macro-, or higher-level properties are ‘emergent’ if they cannot be explained by the properties and behavior of the system elements considered in isolation or in a different system.” (Mayntz 2009: 148) Auf der anderen Seite argumentiert sie überzeugend, dass es keine Systemgesetze gibt, weil Prozesse stets kontextabhängig sind (Mayntz 2009: 150). Tatsächlich würde dies starke Emergenz sozialer Prozesse aber nur dann rechtfertigen können, wenn der Unberechenbarkeit auf der „Makro“-Ebene eine Berechenbarkeit auf der „Mikro“-Ebene kontrastieren würde, denn sonst wäre es ebenso denkbar, dass Makrogesetze deswegen nicht zu finden sind, weil es auch keine Mikrogesetze gibt. Unabhängig davon, ob man Gesetzesförmigkeit nur für die Makro-Ebene (Fodor) oder nur für die Mikro-Ebene (wie in Varianten der RC-Theorie) behauptet, ohne eine Asymmetrie zwischen beiden kann die beobachtete Unbestimmtheit auf einer der beiden Ebenen kein Argument für irreduzible Emergenzen darstellen.

Der Individualismus reduziert auf eine Person unabhängig von der Situation, in der sie sich befindet.

Eine Variante der Kritik am Individualismus begreift diesen als solipsistisch – er gehe allein vom Innenleben des Individuums aus. Die Alternative dazu wird

dann darin gesehen, dass die Berücksichtigung der Situation bereits die Anerkennung nicht-individualistischer Elemente erfordere. Die soziale Situiertheit des Handelns wird in der individualistischen Sozialtheorie nicht verneint. Bei Weber hingegen ist vielmehr das soziale Handeln bereits ein solches, das sich an anderen orientiert. Hinzu kommt die Orientierung und Bindung an Bedingungen des Handelns. Ein Fehlschluss stellt sich ein, wenn aus dieser Beobachtung gefolgert wird, dass damit eine Reduzierbarkeit auf individuelle Orientierungen unterlaufen wird, denn dasjenige, was in Situationen begegnet, ist nicht „das Soziale“, sondern es sind zunächst andere Personen. Der Rekurs auf eine vorgängige Gesellschaft folgt hier nicht, ja mehr noch, er ist strenggenommen in sich widersprüchlich: „Nun sind aber die Handlungen dieser Mitmenschen selbstverständlich ihrerseits ebenso gesellschaftlich bedingt: die Voraussetzungen ihrer Handlungen sind die Handlungen *ihrer* Mitmenschen. Deren Handlungen sind selbstverständlich wiederum gesellschaftlich bedingt usw. So kommt es zu einem unendlichen Regreß“ (Luckmann 1992: 95).

Zweitens hilft auch der Verweis auf die natürlichen Bedingungen des Handelns hier nicht weiter. Genauso wie das Handeln anderer vom eigenen Handeln unabhängig ist, sind es auch natürliche Bedingungen des Handelns. Diese Bedingungen sind aber keineswegs trivialerweise „sozial“, auch wenn sie natürlich Handeln prägen oder durch Handeln geprägt werden können. Daraus die übersehene Sozialität im Individualismus abzuleiten, gelingt auch hier nur durch eine rechtfertigungsbedürftige Äquivokation von Handlungsbedingungen und „sozialen“ Bedingungen. Exemplarisch hierfür ist die Kritik von Andreas Walther, der Weber zunächst vorhält, dass die „Betrachtung der ‚äußeren Bedingungen des Handelns‘ [...] in der sachlichen Arbeit Webers eine viel größere und selbstständiger Rolle“ spiele, „als seine [...] Methode zugibt.“ (Walther 1926: 47) Dann aber daraus schließt, „daß MW [Max Weber], obwohl er in seiner Methodologie alles Gewicht auf das Verstehen sinnhaften Handelns legt, doch in seinen sachlichen Arbeiten ganz entscheidend von der gesellschaftlichen Gesamtstruktur und dem gesellschaftlichen Funktionszusammenhang her denkt.“ (Walther 1926: 49) Beides aber, äußere Bedingungen und gesellschaftlicher Zusammenhang, fallen nicht notwendig zusammen. Selbst wenn es also zuträfe, dass Weber den äußeren Bedingungen des Handelns nicht hinreichend Rechnung getragen hätte, folgt eben nicht die Vernachlässigung sozialer Strukturen.

Eine enge Verbindung von Handeln und nicht-sozialen Objekten legt es zwar nahe, aus ihnen auf eine Unabhängigkeit des Sozialen zu schließen, aber damit begeht man – wie ich unten ausführlich zeige (Kapitel 3) – einen Kategorienfehler, weil man die Seinsweise diese Objekte auf Soziales überträgt. Natürlichen (und gegebenenfalls „kulturellen“) Objekten kommt eine Eigenständigkeit zu – sie können aber nicht als Beleg für die Behauptung einer Unabhängigkeit

Reduktiver Individualismus

Zum Programm und zur Rechtfertigung einer
sozialtheoretischen Grundposition

Greve, J.

2015, VIII, 236 S. 6 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-06556-0